

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 5

Artikel: Thomas Manns Lotte in Weimar
Autor: Altenberg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160698>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachdem er einige Blicke zurückgeworfen hatte, kehrte sich Maubert um, und ich sah, ohne seine Worte hören zu können, daß er mir etwas zurief, das Gesicht vor Wut entstellt. Ich sammelte einige Steine und begann zu laufen, um mich ihm zu nähern.

— Du willst vorlaufen! Ich werde dir helfen. . .

Maubert deckte seine Flucht mit zwei Steinen, die um meinen Kopf sausten. Ich grüßte sie, indem ich nach rechts und links sprang, dann hielt ich an, um meinerseits zu werfen. Durch das plötzliche Losschnellen vornübergebeugt, rief ich, noch bevor der Stein am Boden aufschlug, Maubert als Drohung und vielleicht mit Bedauern zu: «Ich werde dich schon wiederfinden. . . ich werde dich eines Tages schon wiederfinden.»

(Autorisierte Übersetzung von Georges Schlocker.)

THOMAS MANNS LOTTE IN WEIMAR

VON PAUL ALTENBERG

Schon vor der Vollendung der Josephsromane wurde Thomas Mann, offenbar unwiderstehlich, zur Dichtung seines *Goetheromans* gedrängt. Die Gestalt des Erwählten und des Mannes der Mitte rief, nach dem farbigen Gemälde der alten Bibelgeschichten, das größte, uns bekannte Menschenbild heran, auf das, wie jetzt offenbar wird, alle vorangehenden Träume vom Menschen hingestrebt hatten. Nun stand es vor ihm, durch betrachtende Essays vorbereitet, und der anekdotische Stoff, den es durchglänzte und der anfangs eine Novelle zu versprechen schien, weitete sich, durch die Strahlungskraft der Zentralgestalt, zu einem umfänglichen Roman aus, der im Ganzen des epischen Lebenswerkes mit Notwendigkeit und Sinn an seinen Platz trat: zwischen Joseph und den düsteren Roman vom Dr. Faustus.

Dieses Werk *Lotte in Weimar* handelt von der Größe des Menschen. Denn mit der Erwählung, die an Castorp und Joseph geschah, verbindet sich hier die Größe, nicht mehr des Schicksals, sondern des Wesens selbst. Der ausgezeichnete Mensch ist sich der Größe als einer Bestimmung seines Seins bewußt. Zugleich übersteigt die Größe alle menschlichen Maße. Die Welt gerät in Widerspruch zu dem großen Mann, der ihre Ordnung überschreitet, sie wehrt sich, anders und grundsätzlicher als es die Söhne Jaakobs taten. Sie greift nicht die unantastbare Gestalt an, sondern die Größe selbst, sie sucht sie abzutragen, herabzusetzen und

einzebeneu, damit die Verbindung alles Menschlichen wiederhergestellt werde.

Daher führt der Weg, der ins volle Licht zu weisen versprach, gerade in neues Gewölk empor, das auf größeren Himmeln ausgebreitet ist, und die so verheißungsvoll vorbereitete Gestalt Goethes steht nicht im Glanz, sondern zwischen Licht und Schatten. Was im Ganzen und aus der Entfernung so wohltätig wirkte, so segensreich, ja als Vollendung des Menschen erscheinen muß —, im einzelnen und aus der Nähe wird es als geradezu «unmenschlich» erlitten und beklagt. Es wird zu einer schmerzlichen Überspannung, die auch die Wohlmeinenden verwirrt und gegen den einen, den sie ohne Liebe bewundern, zusammenschließt.

Das ist um so erstaunlicher, weil die Größe in diesem Falle nichts Gewaltames einschließt, weil sie gerade hier in ihrer mildesten und wohlthätigsten Form erscheint, weil sie voller Lebensfreundlichkeit ist und voll Sympathie mit der Liebe. Nur daß eben alles durch die Höhe, in die es hinaufsteilt, ein unheimliches, verwirrendes und beängstigendes Gepräge annimmt.

Die Schwierigkeiten des epischen Unternehmens sind augenscheinlich. Es galt die Darstellung einer weithin bekannten Persönlichkeit, von der jeder ein «Bild» zu haben glaubt. Das hier angestrebte «Goethebild» aber mußte aus einer ganz besonderen Sicht, nämlich unter dem tragischen Aspekt der Größe, entworfen werden. Daraus ergab sich Form und Anlage des Buches. Zu dem unmittelbaren Erlebnis des Gewaltigen mußte ein langer, aussichtsreich sich windender Weg begangen werden. Wir umwandeln zuerst den Berg, in Kehren zum Gipfel ansteigend und immer des Gipfels ansichtig, der beständig verschoben ist durch die Schräge des Blickes, entstellt und undeutlich, Ziel aller Augen und Herzen, geliebt und gefürchtet.

Als Lotte nach Weimar kommt und den eigentlichen Grund ihrer Reise mit Familiengründen vor sich selbst verheimlicht, steht sie bereits unter einem Lebens- und Schicksalszwang. Anfangs ist es der völlig private Wunsch nach Erlösung aus einer lebenslang schwebenden Spannung, in der die Melodie der Wetzlarer Tage, der nie vergessenen Wertherzeit gleichsam erstarrt war, ohne die Befriedigung der Rückkehr in den Grundton zu finden. Antwort und Echo sind damals ausgeblieben, so daß sie immer in Erwartung stand, obwohl ihr Leben als Frau und Mutter sich so überraschend schön erfüllt hatte. Unter oder über dem tatkräftig geleisteten Dasein blieb die innere Aufmerksamkeit, die unbewußte Hoffnung auf das damals ausgebliebene Zeichen, als «Schatten und Baß» unter den Oberstimmen der vier erfüllten Jahrzehnte. Jetzt, im Alter, treten die Bässe dringender hervor. Die alte Spannung ergreift sie ganz. Sie will die Erlösung ertrotzen. Sie ruft durch Kleid und Schleife das alte Intervall der unbeendeten Melodie hervor, sie stellt die Situation jener Jugentage wieder her, damit sie das Ende finde, die schließende

Kadenz ihres Schicksals. Die Begegnung mit Riemer, mit Adele Schopenhauer, mit August fügen sich zu jenem Wege zusammen, der sich am Berge emporschraubt. Auf ihm steigt sie auch in ihrem eigenen Wesen hinauf, sie reift, ohne dessen gewahr zu werden, und wird allmählich zur Wortführerin, zum Anwalt aller durch die Größe Geschädigten. Aus dem Zuge des Herzens, der sie herangeführt hatte, wird am Ende der Auftrag: zu klagen, anzuklagen, Rechenschaft zu fordern und auf Schuld zu erkennen. Was sie auf diesem Wege erfährt, ist tief erschütternd. Nicht nur, daß der Gegenwärtige sich so weltenweit von dem Erwarteten unterscheidet, nicht nur das Unvorhergesehene, die Verwandlung durch die Zeit verwirrt sie. Es ist viel mehr. Der Gott ist immer anders, als man ihn glaubt, von unerfaßbaren Bedingungen bestimmt, Wunder und Grauen, Respekt verbreitend und Entsetzen. Er hat ihrer aller Leben verschlungen, so daß es «verkümmerte», und diese Daseinsverkümmern, das qualvolle Zurückbleiben hinter dem Möglichen, verbindet alle gegen ihn, alle die Vergangenen und Gegenwärtigen, die ihm geopfert wurden, und zieht schließlich auch Lotte in diesen Kreis, in diese schwebende Verschwörung hinein.

Freilich sind die Formen der Verkümmern verschieden. Bei Riemer ist die Verzerrung des Charakters zu beklagen, die Ziellosigkeit seines Ehrgeizes, die Zerstörung seiner Menschenwürde. An Goethes Sohne August ist es die biologische Beeinträchtigung, die Sparsamkeit, mit der die haushälterische Natur den übermäßigen Aufwand des Vaters am Sohne wieder eintreiben muß, die dumpfe, unentschlossene Lebensform des Unglücklichen, der sogar in seiner Verbindung mit Ottilie, ohne eigenes Leben, eines der großen Seelenschicksale des gewaltigen Vaters gleichsam stellvertretend zu Ende lebt. Auch Lotte, wiewohl sie sich anfangs dagegen wehrt, in diese Reihe der Verkümmerten zu gehören, Lotte wird langsam inne, daß auch an ihrem Dasein ein Raub begangen wurde, indem das Mögliche an sie herantrat und sich wieder entzog, indem ein persönliches Ereignis ihres Herzens zum geistigen Gegenstande und sie selber zu einem «Heiligtum im Dome der Menschheit» nicht erniedrigt, aber versteinert wurde. Ihr eigenstes Sein ging ein in das ewige Bild eines flüchtigen Frühlings, und sie war ihr ganzes Leben hindurch nicht Charlotte Kestner, sondern für immer und ewig «Werthers Lotte». Der Gott hatte, wie in der Sage von Amphitryon, in einem menschlichen Verhältnis hospitiert, und jene Beiwohnung des Gottes bewirkte die Aufhebung des einmalig Individuellen im immer Wiederkehrenden, den Verlust des Originalen, das zur Empfindung des Lebendigen gehört. Auch sie war geopfert worden, dem verewigten Bild ihres Jugendschicksals, das nun ein «Bildungsgut» geworden ist. Zuerst verteidigt sie mit Empfindlichkeit ihren Anspruch auf Einmaligkeit, aber sie lernt, daß sie nicht die erste war, die jener Gott geliebt, und nicht die letzte, und daß die Schar, in die sich einzureihen ihre Erkenntnis sie zwingt, von sehr

weit her kommt, nicht nur aus den Straßburger und Wetzlarer Frühlingen, sondern doch wohl von den Anfängen des Menschlichen her, von Amphitryons Gattin Alkmene, der Jupiter beiwohnte, und von Maria, zu welcher der Engel der Verkündigung trat.

Bekommen findet sie sich an Goethes Tische endlich in einer Widerstands- und Freiheitsbewegung gegen den Tyrannen, gegen seine Wirklichkeit, neben der nichts Möglichen zu denken bleibt. Eine Versöhnung scheint unmöglich, solange er selber sich nicht zu ihr neigt. Zwar kam Mohammed hier zum Berge, aber es muß erst der Berg zu Mohammed kommen, damit Versöhnung und Wiederherstellung des zerstörten Verhältnisses geschehe. Vorläufig aber ist, da alle um Goethes Tisch versammelt sind, die seelische Spannung aufs höchste gesteigert, und die überlegene Anspielung des Gastgebers auf das Chinesische Sprichwort, daß der große Mann ein öffentliches Unglück sei, erhöht noch die allgemeine Peinlichkeit und Lottes tiefe Beunruhigung. Man spürt, daß er die Verschwörung wohl kennt, die im allgemeinen und im besonderen gegen ihn schwelt, und es wird notwendig sein, daß er sich noch einmal (wie einst) hospitierend ins Menschliche herabsenkt, daß er sich der Klage stellt, die in Lottes Herz sich formt. Dann freilich wird Verständnis und Einverständnis sich an einander fügen und die Feier eines kosmischen Friedensschlusses begangen werden.

Der ursprünglich novellistische Charakter der Geschichte hat die Anlage des Romans bestimmt, der sich mit seiner dramatischen Zuspitzung von den rein epischen Dichtungen Thomas Manns abhebt. Das immanente Drama, das bereits aus dem epigrammatisch wirksamen Titel des Buches hervorleuchtet, gründet auf der Spannung zwischen der Welt und dem Einen, auf der anfänglichen Unversöhnlichkeit zweier wesensmäßig sich ausschließenden Gegner, und die Versöhnung des Endes wird nicht durch Vernichtung und Sieg, sondern durch Steigerung und Einsicht auf der einen Seite, durch Wesensoffenbarung auf der anderen erreicht und gefeiert. In den sechs ersten Kapiteln erleben wir die nur durch ihre Fülle und Vielfalt begreifliche Gegnerschaft, die, indem sie unablässig von dem Einen redete, im Grunde nur sich selbst zu erkennen gab und sich selbst zu rechtfertigen suchte.

Im siebenten Kapitel wird er, der Große, selber beschworen. Schon die Versetzung in den Innenraum der Person wirkt wie eine Verzauberung. Es umgibt uns ein Strömen von allen Seiten. Es ist nichts eigentlich dargestellt, weil es nicht mehr darstellbar und kein Gegenstand epischer Aussage mehr ist. Die hinweisende Funktion der Worte hört auf. Alles ereignet sich im Worte selbst. Diese dramatische Funktion der Sprache bringt monologische Szenen hervor, das Geschehnis der Seele selbst. Allerdings werden wir sofort gewahr, daß der Goethe, der sich hier vor uns «ereignet», zugleich außerhalb und oberhalb seiner selbst steht. Er sieht sich aus einer zwar nicht großen Entfernung, überall zugleich Subjekt

und Objekt, Denken und Gedachtes —, einem tiefsinnigen Worte Goethes gemäß: «Es vermag nur ein Gott, Kegel und Kugel zu sein.» So ist er außen und innen zugleich, Zeuge und Täter, und erfreut sich gegenüber allen Erscheinungen und Verwirklichungen seines Seins einer völligen Freiheit. Ihn umkreist die Zeit, die er anfüllt mit sich. So entsteht die «Parodie eines Gottes», der in allen seinen Epiphanien ein wenig noch hinter sich selbst zurückbleibt und daher frei, «mit halbem Anteil», ohne Begeisterung die Welt mit seinen Zeichen erfüllt. Dabei wird, der sublimen Art solches Parodierens entsprechend, nichts entstellt, nur alles leichter, gewichtloser. Man denkt an einen Vers von Loerke: «So sitzt er selig auf dem großen Flusse und spielt die Welt sich vor.» Wir erfahren, daß es des «zutraulichen Selbstgefühls» bedarf, um die innere Freiheit zu bewahren, und der unablässigen Bemühung um Gestaltung. Denn nur das Gestaltete ist zu beherrschen, und das Vergangene, welches keinen Lebensanspruch mehr stellt. Nur, wo es in geistverstärkter Erinnerung herantritt, zum Bilde erstarrt, in der Dauer des Gewesenen, ist es willkommen, aber nicht in lebendiger Gegenwart, die — aus überstandenen Daseinsformen hereinspukend — verängstigt und zerstört. Dann erwacht die Furcht vor allem, was nicht Gegenstand ist. Das ins Feste hinübergerettete Einst droht und ängstet, weil es plötzlich wieder Bewegung ist, deren Ende keiner bestimmen kann. Solche Bedrohung gefährdet immer aufs neue den scheinbar Entrückten.

Der große Kenner des Wetters und der Wolken ahnt noch nicht, welche verdüsternde Wolke an seinem Himmel heraufzieht. Noch wird — zu eigenem Erstaunen und zu tiefer Erschütterung — das Große seiner selbst bewußt als Alter, Dauer, Macht und Geist und — auch schon als Schuld, als unverschuldete Schuld; denn die Größe, so wird ihm klar, ist doppelwertig in ihrem Verhältnis zur Welt. Ihr Segen wird von jedermann vorausgesetzt und bei allen Klagen und Vorwürfen stets mitgedacht und mitgeföhlt. Aber zugleich wird das «eigene, nicht geheure Sein» ihm selber zum Schrecken und unheimlich. Überall wo das Große die Welt berührt, muß es zerstören, fremde Entwicklungen abbiegen oder vernichten. Er selber schreitet, weiter als seine «Gegner», den ganzen Umkreis solcher Lebensbeschädigungen ab. Er erschauert bei dem Gedanken, auf wie vieler Menschen Kosten die haushälterische Natur ihn hat gedeihen lassen als ein «Hoch- und Letztergebnis». Und schon umwölkt ihn jene «tiefere, verborgenre Schuld». Er sieht nur Nebengeschöpfe, Nachspiele seines Seins um sich her, und es ist am Ende eine Art grimmiger Sicherheit nötig, damit er «in Gottes Namen» die auferlegte Lebensform und die mit ihr verbundene Schuld auf sich nimmt und bejaht. Damit geht zwar viel Gemütliches und bürgerlich Freundliches an ihm verloren. Wir stehen auf Höhen und Schroffen des Menschlichen, eben an den «Grenzen der Menschheit» —, aber in alldem liegt nichts, was unserer Verehrung und Liebe Abbruch tun dürfte. Man ermesse

vielmehr die künstlerische Sicherheit, mit der hier das ungeheure Phänomen dargestellt wird, um es bei höchster Steigerung gleichzeitig ins Unrecht zu setzen und nach und nach Mitleid in uns zu erwecken. Mitleid mit der Größe? Und dies nicht wegen der Einsamkeit und Herzensentfremdung, um derentwillen jeder Tyrann beklagenswert ist —, sondern wegen der Schuld, der wesensmäßigen, die tiefer ist, «als die wir wesentlich empirisch auf uns laden». Allgemach wird die Größe nicht nur eine gegebene Form des Seins, sondern ein Schicksal und Leiden. Und schon eröffnet sich von hier aus ein Weg zum Verständnis, zur Versöhnung, zum Frieden.

Die Erzählung der Tischgesellschaft und das Schlußkapitel der nächtlichen Wagenfahrt sind die extremen Punkte des Handlungsablaufs, jene als der Moment des großen Zerwürfnisses, der Urfehde zwischen dem weithin Gewöhnlichen und dem einsam Erwählten, dieses als die rührende und notwendige Entsühnung und Versöhnung, die aus Verständnis und Einsicht erwächst, aus dem Hinübersteigen über alle Gegensätzlichkeit. Denn hier öffnet sich endlich der Vorhang vor dem letzten Geheimnis, und es begegnen sich nicht mehr der Gott und sein Opfer, sondern zwei Menschen, ungleich und weltenfern und doch gleich belastet und in der Unmittelbarkeit menschlichen Einverständnisses. Deshalb ist es gleichgültig, ob diese Szene noch im Realen oder bereits in einer anderen Seinsschicht vor sich geht, worauf die unruhig flackernde Beleuchtung, die Plötzlichkeit der Begegnung und die Tatsache hinweist, daß «Lotte nicht erschrak». «Man erschrickt nicht über dergleichen.» Beide sind gewachsen und zur Entscheidung gedrängt. Lotte hat nicht gefunden, was sie gesucht hatte. Aber sie hat Hintergründe und Wirklichkeitsbeziehungen der menschlichen Existenz erfahren, aus denen ihr die neue Aufgabe erwuchs: die Anklage zu erheben der leidenden Welt gegen das Maßlose und Ungeheure.

Und er? Auch er, da er in die menschliche Stunde herniedersteigt, nicht in den geisterfüllten Innenraum jenes Septembermorgens, sondern in eine sich selbst einschränkende Beziehung auf den anderen, er ist völlig bereit, ihre Klage zu verstehen. Er erkennt in ihr das Sinnbild seiner Schuld und die rührende Fürsprecherin aller seiner «Opfer». «Ihr Zorn», sagt er, «oder Ihr Leid, das sich als Zorn äußert, hat gerechten, nur zu ehrwürdigen Ursprung. Und habe ich nicht im Wagen auf Sie gewartet um der gefühlten Notwendigkeit willen, diesem Leidenszorn standzuhalten, seine Gerechtigkeit und Ehrwürdigkeit anzuerkennen und ihn vielleicht zu besänftigen durch die herzliche Bitte um Vergebung?» Man erstaune! Er bittet um Vergebung für die ungewollte Schuld. In jähem Seelenschreck entfällt der noch immer Liebenden Leid wie Zorn, sie bekennt sich zum Schicksal des Opfers, zwar nicht wissend, aber schon fühlend, daß es so in der Ordnung ist. Das Wort «Entsagung», das sie ausspricht, löst ihm die Zunge. Der Gott selbst ist ja der

Entsagende, es ist der ewig geopfert Gott, der den Weg zur Vollendung nur durch Entsagungen gehn konnte, freilich durch die Gunst der immer sparsamen Natur, die ihre Verschwendung andernorts wieder einbringen mußte. Aber alles, so schließt er, ist «Einheit und Gefühl». Seine Entsagungen und Abschiede, «sie sind das Sterben, wenn auch noch nicht der Tod». So ist er vielfach gestorben, und seine Erhebung zum «Ernährer», wo kann sie geschehen, als da, wo Leiden und Tun eins geworden sind, wo der Gott sich selber zum Opfer bringt? «Sieh doch einmal die Kerzen. Sie leuchten, indem sie vergehn.»

Wie in Goethes «Iphigenie» geht hier aus verwandter Seelenlage eine gleiche Offenbarung des Menschlichen hervor. Auch hier geschieht der große Friedensschluß durch ein Wort, ein Wunschwort voll tiefen Verständnisses für den anderen. Und zu dem «Lebt wohl» des letzten Iphigenienverses stellt sich hier Lottes bedeutsamer Segensspruch: «Friede deinem Alter!» Sie wünscht ihm Übereinstimmung mit sich selbst, Freiheit vom Schuldgefühl, das Jasagen zu seinen Höllen- und Himmelfahrten und den Frieden der Seele.

In einer Dichtung von tiefster Bedeutsamkeit wird das Unerträgliche durch menschliches Verständnis und fromme Einsicht erträglich, notwendig, liebenswert. Die Welt versöhnt sich mit ihrem größten Geschöpf. Am Ende lief es auf eine neue, veränderte Werbung hinaus, nicht mehr auf eine Werbung um Liebe, sondern um Einsicht, nicht mehr um Glück, sondern um Frieden.